

Zu guter Letzt



Christiane Schmeken

Christiane Schmeken ist Direktorin der Strategieabteilung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD).

Was fasziniert Sie am Bereich Hochschul- und Bildungswesen?

Die Hochschulbildung bewegt sich wie kaum ein anderer Bereich an der Schnittstelle von übergreifender Aufgabenerfüllung und persönlicher Entfaltung. Auf der einen Seite stehen die öffentliche Finanzierung und Regulierung, auf Landesebene, doch zunehmend auch national und international. Auf der anderen Seite geht es um Bildungswege, die auch im gestuften Studiensystem noch viel Freiraum für die persönliche Entwicklung lassen, und um die individuellen Schwerpunktsetzungen von Lehrenden und Forschenden. Mich fasziniert es, dieses produktive Spannungsfeld und seine Veränderungen zu beobachten. Gerade der internationale Austausch bietet große Chancen, als Labor für neue Ideen zu fungieren. Den Hochschulen hierfür flexible Lösungen und kreative Räume zu bieten, ist mir besonders wichtig.

Wie würden Sie Ihren eigenen beruflichen Werdegang bezeichnen?

Aus einer Lehrerfamilie stammend, habe ich Ethnologie studiert, um nicht Gefahr zu laufen, irgendwann an der Schule zu landen. Aber so ganz entgeht man seinem Schicksal nicht, und so bin ich dem Bildungsbereich und meinem ersten Arbeitgeber DAAD ein Leben lang treugeblieben. Über drei Jahrzehnte konnte ich mitverfolgen, wie die Hochschulen in Deutschland und weltweit sich immer stärker international aufstellten. Ich hatte das Glück, stets in Positionen zu sein, die hochschulpolitisch am Puls der Zeit waren. Heute freue ich mich, die so gewonnenen Erkenntnisse in die strategische Weiterentwicklung des DAAD einbringen zu können.

Warum haben Sie sich damals für ein Studium an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz entschieden?

Mein Wunsch war es, Ethnologie mit einem Fokus auf Afrika zu studieren. Entsprechend hatte ich mir Hamburg und Mainz als attraktive Standorte ausgewählt. Kurzentschlossen reiste ich in beide Städte und besuchte jeweils ein paar Vorlesungen. In Mainz war ich von dem dortigen Lehrstuhlinhaber und der offenen, engagierten Gesprächskultur am Institut sofort begeistert. Mir gefiel der fächerübergreifende Ansatz des Instituts. Interdisziplinarität und Internationalität haben gemeinsam, dass über ausgetretene Pfade hinausgedacht und Neuland betreten wird.

Was war Ihre schönste Erfahrung im Studium?

Die Recherchen für meine Magisterarbeit zur französischen Kolonialliteratur führten mich nach Paris. Roland Barthes' „Mythen des Alltags“ hatten mich zum Erwerb eines Citroen DS verleitet. DS ist im Französischen klanggleich mit „Déesse“ (Göttin). Meine Göttin zeigte sich launenhaft und sprang nur an, wenn es ihr beliebte. So wurde aus manch geplantem Ausflug ins Umland ein weiterer Spaziergang durch den historischen Stadtkern von Paris. Mich beflügelte der Gedanke, die Straßen und Orte zu durchstreifen, an denen meine größten intellektuellen Vorbilder lebten und wirkten: Claude Lévi-Strauss, Marc Augé, Gilles Deleuze, Jean Baudrillard, Julia Kristeva...

Welche Veranstaltungen mochten Sie überhaupt nicht?

Meine Schwierigkeiten hatte ich mit dem Kurs zu „Methoden der empirischen Sozialwissenschaft“. Damals galt meine Vorliebe den Poststrukturalisten, die sich mit ihrem hermeneutischen Ansatz eher am anderen Ende der Skala befinden. Inzwischen habe ich aber einen guten Mix aus quantitativen und qualitativen Ansätzen durchaus schätzen gelernt.

Wie würden Sie rückblickend das Studium an Ihrer Alma Mater bewerten und warum?

Das Studium in Mainz war für mich ein echter Glücksfall. Ich hatte das Grundstudium in Marburg absolviert, wo ein konservativer Ethnologieprofessor empfahl, die Naturvölker zwecks Aggressionsabbau mehr Fußball spielen zu lassen, und eine linientreue Soziologie fremde Kulturen als vorkapitalistische Gesellschaften abstempelte. In Mainz dagegen fand ich das, was ich suchte: eine profunde Kenntnis anderer Kulturen und ein klares Bekenntnis zum Erhalt kultureller Vielfalt auf dem Planeten.

Wer oder was hat Sie während Ihres Studiums am meisten beeinflusst?

Am meisten haben mich akademische Persönlichkeiten inspiriert, die nicht nur Stoff vermittelten, sondern für ihre Sache brannten. Die Lehrenden in meinem Fach blickten alle auf langjährige Feldforschungserfahrung zurück und kannten mindestens eine Region Afrikas wie ihre Westentasche. Dank einer Schenkung gab es eine einzigartige Sammlung afrikanischer Literatur, die ich mit Begeisterung entdeckte. Das Institut hatte auch einen großen Bestand an Statuen und Alltagsgegenständen, den die Lehrenden vor Ort erworben hatten. Wir Studierenden waren beeindruckt, aber auch kritisch und stellten die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Sammlungen – lange bevor die Provenienzforschung ins öffentliche Bewusstsein trat.

Welche Eigenschaften sollte eine Hochschule in der heutigen Zeit haben, damit sie zukunftsfähig ist bzw. bleibt?

Eine Hochschule sollte sich vor allem als Ort des freien Austauschs verstehen, an dem sich Studierende und Lehrende gerne aufhalten. Dies beginnt mit einem Campus, der zum Gespräch einlädt, auch über das Lehrprogramm hinaus. In der Lehre kommt es darauf an, die vielfältigen kulturellen und biographischen Hintergründe der Studierenden einzubeziehen. Die alte Formel von der Einheit von Lehre und Forschung ist bis heute aktuell: Gerade Studierende, die nicht aus Professorenfamilien stammen, müssen frühzeitig mit dem Kern der Wissenschaft, der eigenen Forschungstätigkeit, in Berührung gebracht werden. Selbstverständnis und Stärken der Hochschule gilt es im produktiven Austausch weiterzuentwickeln: mit der Stadt, der Region, mit Partnern im In- und Ausland. Hochschulen sind Teil der Welt und haben die Aufgabe, zur Lösung großer Fragen beizutragen.